

WILLIAM R. FORSTCHEN

THE FINAL

DAY

Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Final Day*
erschien 2017 im Verlag Forge Books.
Copyright © 2017 William R. Forstchen

1. Auflage Dezember 2019
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig
Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover
Lektorat: Alexander Rösch
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-723-3
eBook 978-3-86552-724-0



Für Robin

VORWORT UND DANKSAGUNGEN

Seit der Veröffentlichung von *One Second After* sind über sieben Jahre vergangen. Seither ist eine Menge geschehen, bei jedem von uns. Meine Tochter reifte zu einer hübschen jungen Lady heran und machte ihren College-Abschluss. Vor zweieinhalb Jahren begegnete ich im Anschluss an einen Vortrag bei einer ›Prepper‹-Tagung der Liebe meines Lebens, meiner Seelenverwandten, vor Kurzem haben wir geheiratet. Aufgrund der Themen, über die ich schreibe, sind viele neue Freunde in mein Leben getreten, einige zogen sich zurück.

Neue Menschen bereicherten meine Welt, alte Freunde verließen sie, ganz speziell Andy Andrews, hochgeschätzter Veteran von Omaha Beach. Es gab einige Überraschungen, die größte davon, dass ein anfangs relativ unbekanntes Buch die Bestsellerlisten der *New York Times* stürmte. Manche behaupten sogar, es habe dazu beigetragen, die Prepper-Bewegung ins Leben zu rufen. Falls dem so sein sollte, sehe ich meine Arbeit lediglich als kleinen Teil eines Phänomens, das mittlerweile Millionen Anhänger umfasst.

Es gab auch Enttäuschungen, die größte davon: Ich schrieb *One Second After* auf Drängen einiger guter Freunde in der Politik. Sie waren der Meinung, es sei zwar ein Roman, könne der amerikanischen Öffentlichkeit aber die existenzielle Bedrohung für den Fortbestand unserer Nation vor Augen führen. Ich war so blauäugig

zu glauben, das Buch könne etwas bewirken, die Politik zum Handeln bewegen, unsere elektrische Infrastruktur zu verbessern und in der Außenpolitik eine härtere Gangart einzulegen, damit derartige Waffen nicht in die Hände derer gelangen, die nur zu gern einen EMP-Angriff auslösen würden. In dieser Hinsicht erwies sich das Buch als völliger Fehlschlag; damit bleibt mir nur noch, eine grundlegende Frage zu stellen. Im Prinzip sollte jeder sie stellen, der diese Worte liest: Warum ignorieren die US-Regierung und die Verwaltungen der Bundesstaaten diese Bedrohung?

Im Rahmen meiner Bemühungen, das öffentliche Bewusstsein zu sensibilisieren und auf eine politische Lösung zu drängen, stieß ich bisweilen auf arrogante Geringschätzung. Es erinnert mich an die Heuchelei jener, die uns übers Waffentragen belehren wollen – und zwar umgeben von professionellen Bodyguards, die in der Tat gut bewaffnet sind, während sie uns ein Loblied darauf singen, wie schön es doch sei, unbewaffnet durchs Leben zu gehen. Zwischen beiden Themen existiert eine klar erkennbare Parallelität, von daher kann sich jeder selber ausrechnen, was ich meine.

Darum glaube ich mittlerweile, dass wir – in den Worten unserer Verfassung ›Wir, das Volk ...‹ – nur eine Möglichkeit haben: Jeder muss sich individuell auf solche Fälle vorbereiten, mit Nachbarn und Freunden über das Thema sprechen, bis wir als gesamte Nation auf uns selbst aufpassen können. Ich schreibe dies wenige Tage nach der Tragödie in Orlando, Florida, bei der über 100 Opfer zu verzeichnen waren. Ich fürchte, bald könnten es Tausende, Zehntausende sein, und im Falle eines EMP-Schlags Hunderte von Millionen. Nur indem wir wirklich vorbereitet sind, als Einzelne und als Nation, vermögen wir unser

Überleben gegen die Kräfte der Finsternis und des Hasses sicherzustellen.

Nun ja, eigentlich sollte dies eine Danksagung werden, und wenn Sie so weit gelesen haben, wird es langsam Zeit, mit dem wohlverdienten Dank an so viele loszulegen. Ohne die Unterstützung, das Vertrauen und die Anstrengungen meiner Freunde bei Tor/Forge Books könnten Sie diese Worte nicht lesen. Als ich vor 30 Jahren in dieser Branche anfang, begegnete ich bei einer Tagung Tom Doherty. Schon damals hoffte ich, eines Tages mit ihm zusammenarbeiten zu dürfen. Er und seine Mannschaft sind das perfekte Verlagsteam, das man sich als Autor erhoffen kann. Danken möchte ich auch meiner Agentin, Eleanor Wood von der Spectrum Literary Agency, sowie ihrem Sohn und ihrer Tochter, die mittlerweile ebenfalls Teil der Firma sind. Seit über 25 Jahren arbeiten wir schon zusammen, stets stand sie mir als Freundin und Ratgeberin zur Seite. Besonderer Dank gilt meinen Freunden bei der Ascot Media Group. Als Public-Relations-Experten sind sie unübertroffen und spielten eine entscheidende Rolle darin, diese Romane über einen EMP-Schlag an die Öffentlichkeit und in die Medien zu bringen.

Wollte ich die Namen aller Freunde aufführen, die mir zur Seite standen, mir Ratschläge gaben und auf meine Arbeit einwirkten, würde es hier weitergehen wie in einer Dankesrede bei der Oscar-Verleihung. Aber wer dies liest, hat den Roman gekauft, um endlich den Abschluss der Geschichte zu lesen. Darum mache ich es, wie Lincoln zu sagen pflegte, ›kurz und bündig‹. Mein Dank geht an meine Freunde, Nachbarn und Kollegen in Black Mountain und am Montreat College. Sie akzeptierten bereitwillig, begrüßten es sogar, dass die Erzählung in

unserer Gemeinde spielt. Ob die Krise nun eines Tages eintritt oder nicht, ein schöneres Zuhause gibt es auf der ganzen Welt nicht. Seit fast einem Vierteljahrhundert unterrichte ich inzwischen hier.

Kurz nachdem *One Second After* erschien, baten mich neu gewonnene Freunde von *Carolina Readiness Supply*, einen Vortrag bei einem Prepper-Treffen zu halten, das sie sponserten. Ich rechnete mit 50 Zuhörern oder so, stattdessen sah ich mich 600 Leuten in einem überfüllten Saal gegenüber! Das war erst der Anfang. In den sieben Jahren, die seitdem vergingen, bin ich Tausenden von Preppern begegnet ... allesamt vernünftige Leute mit konkreten Wertvorstellungen, die an Gott und ihr Land glauben. Ich fühle mich geehrt, weil ich sie alle als Freunde betrachten darf. Abschließend möchte ich all jenen danken, die mich in meinem Leben etwas lehrten, angefangen bei Ida Singer über Russ Beaulieu und Betty Kellor bis hin zu Gunther Rosenberg sowie Männern wie Don King und William Hurt an meinem College. Ich hoffe, ich wurde euren Erwartungen gerecht.

In *One Second After* schrieb ich, dass ich inbrünstig darum bete, dass meine Bücher in 30 Jahren vergessen sein mögen. Sollte sich jemand daran erinnern, dann nur insofern, als das finstere Zeitalter, das ich heraufbeschwor, niemals anbrach und meine Tochter ihr Leben weiterhin in Frieden führen konnte. Dafür bete ich nach wie vor.

Früher glaubte ich mal, meine Regierung könne unsere Sicherheit gewährleisten, was Bedrohungen durch einen EMP-Schlag oder radikale Gruppierungen überall auf der Welt anbelangt. Heute hege ich da gewisse Zweifel, zumindest auf kurze Sicht. Darum, meine Mitbürger, lege ich meinen Glauben an eine friedliche Zukunft in

eure Hände. An uns liegt es, vorausschauend zu handeln, damit diese durch und für das Volk geschaffene Nation nicht vom Erdboden getilgt wird.

William R. Forstchen

Juni 2016

PROLOG

Tag 920 seit Tag eins

Hier ist BBC News. Es ist drei Uhr morgens, Greenwich War Time, an diesem 920. Tag nach Kriegsausbruch. Wir sind auf Sendung für unsere Freunde in der westlichen Hemisphäre.

Im Rahmen der Sendung folgt ein detaillierter Bericht über die tragischen Auswirkungen des groß angelegten nuklearen Schlagabtauschs zwischen Indien und Pakistan, gefolgt von einer Reportage über die Situation im Nahen Osten, wo der Konflikt zwischen Israel und seinen Nachbarstaaten weitertobt – mit Ausnahme von Jordanien, dessen Führung heute erneut bekräftigte, dass es zu dem Bündnis mit Israel gegen das Kalifat und dessen Verbündete steht.

Doch zunächst die Nachrichten aus den Vereinigten Staaten:

Heute hat die selbst ernannte Bundesregierung mit Sitz in Bluemont erklärt, die früheren Bundesstaaten Virginia und Maryland auf Stufe-eins-Status gehoben zu haben. Nach interner Definition bedeutete das, alle Kräfte im vermeintlichen Konflikt mit der ›Rekonstituierten Obersten Bundesbehörde in Bluemont‹, wie sie sich selbst bezeichnet, wurden befriedet.

Zu Beginn des Jahres gab die Regierung in Bluemont bekannt, ihre Pläne zum Aufbau der Army of National Recovery – der Armee des Nationalen Wiederaufbaus, gemeinhin als ANR bezeichnet – aufzugeben zu haben. Die

heutige Mitteilung, wonach in beiden mittelatlantischen Staaten der Status vollständiger Stabilität erreicht wurde, geht den Angaben zufolge auf Einsätze herkömmlicher US-Streitkräfte zurück. Die Regierung in Bluemont erklärte, den Sieg hätten Einheiten errungen, die von der Konfrontation mit der chinesischen Besatzungsmacht im Westen abgezogen wurden, sowie weitere Truppenteile, die am Tag des Kriegsausbruchs in Übersee stationiert waren.

Nach weiteren Meldungen des Tages wird eine Expertenrunde in unserer Sendung die offenbar veränderte Ausgangssituation in Nordamerika analysieren.

Doch zunächst eine Botschaft an unsere Freunde in den chinesisch besetzten Westprovinzen Kanadas: »Der Stuhl lehnt an der Tür.« Ich wiederhole: »Der Stuhl lehnt an der Tür.«

KAPITEL EINS

Tag 920

»Erinnert ihr euch an den Anfang dieses Romans von Charles Dickens: ›Es war die beste aller Zeiten, es war die schlechteste aller Zeiten?‹«

Die Hände um einen warmen Becher Kaffee gelegt – das musste man sich einmal vorstellen, Kaffee, *richtiger* Kaffee – zitierte John Matherson flüsternd die bekannte Zeile. Er blickte zu seinem Freund Forrest Burnett, der mit dem kostbaren Mitbringsel bei ihm aufgekreuzt war. Aus Erfahrung wusste John, dass man besser nicht fragte, wo er es aufgetrieben hatte.

Forrest verzog das verwachsene Gesicht, entstellt von der in Afghanistan erlittenen Verwundung, zu einem Lächeln. Mit der Augenklappe sah er aus wie ein Pirat. »Stammt das nicht aus dem Film, in dem dieser französische Mob dem Typen zum Schluss den Kopf abhackt?«

»Ja, so ungefähr.« John schmunzelte.

»Der Kerl war verrückt, für seinen Freund einzuspringen und an seiner Stelle auf die Guillotine zu gehen. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, entkommt der andere, der gerettet wird, mit dem Mädchen. Der Streifen hat mir noch nie gefallen. Warum erwähnst du ihn?«

Mit einem Seufzen stand John auf, trat ans Fenster seines Büros und blickte ins Freie.

In diesem Spätherbst hatte es früh geschneit, das College-Gelände von Montreat lag unter einer 15 Zentimeter

hohen Schneedecke. Mindestens 15 Zentimeter, eher mehr. Alte Hasen, die anhand der Zahl behaarter Raupen und Nüsse sammelnder Eichhörnchen die Entwicklung des Wetters vorhersagen konnten, prophezeiten einen harten Winter. Anscheinend lieferte dieser frühe Novemberschnee die ersten Anzeichen dafür.

Vor Tag eins war der erste Schnee für John immer eine Zeit der Erholung und glücklicher Erinnerungen gewesen. In der Regel fiel dann auf Basis der Vorwarnungen des Weather Channel im Internet der Unterricht aus. Dann legte er sich ein paar Holzscheite mehr zurecht und machte es sich den ganzen Tag mit einem Buch vor dem Kamin gemütlich, während Jennifer und Elizabeth draußen spielten, um danach klitschnass hereinzukommen und heißen Kakao zu trinken. Später am Abend spielten sie dann Cluedo oder Monopoly. Und falls der Strom ausfiel, na und? Das machte es nur umso gemütlicher, die ersten paar Tage zumindest. Man übernachtete vor dem Kamin und sah zu, wie der Wald immer tiefer zuschneite.

Damals, vor Tag eins ...

Jennifer war tot. Seine älteste Tochter Elizabeth, ganze 19 Jahre alt, war bereits Mutter und hatte einen zweijährigen Sohn. Vor Kurzem machte sie den nächsten Schritt und zog aus dem gemeinsamen Haus in Montreat aus. Sie hatte Seth Robinson geheiratet – den Sohn seines alten Nachbarn und guten Freundes Lee – und wohnte nun bei ihrem Ehemann, außerdem erwarteten die beiden ein weiteres Kind.

Auch das hatte sich nach Tag eins verändert. Noch vor wenigen Jahren hieß es, 25 sei das neue 18. Von jungen Leuten erwartete man in der Regel, dass sie aufs College gingen, ihren Abschluss machten, den ersten Job auf der Karriereleiter in Angriff nahmen und nach gelegentlichen

Dates den richtigen Partner fanden, sich häuslich niederließen, um im Alter von 28 bis 30 Jahren endlich eine Familie zu gründen. Jetzt war es wieder wie zu Zeiten des Bürgerkrieges – mit 16 oder 17 wurde geheiratet. Ein unverheiratetes Mädchen mit 21 Jahren betrachtete man so langsam als alte Jungfer.

Ja, die Umstände hatten sich verändert, und der Historiker in John sah darin so etwas wie den Rückfall auf Urinstinkte: Verlor ein Stamm, eine Stadt, ein ganzes Land durch einen Krieg so viele Menschenleben, fand ein Paradigmenwechsel statt. Man heiratete jung, um frühzeitig eine Familie zu gründen – etwa im Zuge des sogenannten Babybooms der späten 1940er und 1950er.

Jen, am anderen Ende dieses Altersspektrums angesiedelt – die gute, alte Jen, seine Schwiegermutter aus der ersten Ehe mit Mary –, weilte nicht mehr unter den Lebenden. In einer anderen Zeit wäre sie vielleicht fünf, womöglich sogar zehn bis 15 Jahre älter geworden. Aber es gab eben keine Krankenhäuser und Medikamente mehr, um das Leben zu verlängern, und so geschah mit den Alten etwas, das man von primitiven Völkern kannte. Erlebten sie zu viel Schlimmes, erlosch bei vielen der Lebenswille.

Im August war sie sanft entschlafen. Nach Tag eins hatte John es viel zu oft erlebt – eines Tages verkündeten die alten Leute völlig ruhig, sie hätten genug vom Leben mit all seinen Schicksalsschlägen und es sei für sie an der Zeit zu gehen. Eines Abends fand er sie allein draußen auf der Glasveranda, sie saß da und plauderte vergnügt mit ihrem imaginären Ehemann, der kleinen Jennifer und ihrer Tochter – Johns Ehefrau Mary, die lange vor Tag eins gestorben war. Jen unterhielt sich mit den Geistern der Vergangenheit. John blieb schweigend stehen und lauschte, während sie leise über Antworten lachte, die er nicht hörte.

Lautlos war Makala an seine Seite getreten und hörte ebenfalls zu, während ihr die Tränen übers Gesicht rannen. Schließlich führte sie John ans andere Ende des Hauses, erklärte ihm, er solle Jen in Ruhe lassen, als Krankenschwester habe sie so etwas oft erlebt. Es sei ein deutliches Zeichen dafür, dass ihre Angehörigen, die bereits im Jenseits weilten, sich um sie versammelten, um ihr auf der letzten Reise beizustehen.

An jenem Abend bestand Jen darauf, nicht in ihrem Bett, sondern auf der Veranda zu schlafen, von wo aus man einen Blick auf das Grab der kleinen Jennifer hatte. Am nächsten Morgen fanden sie sie dort. Auf den ersten Blick wirkte es, als schliefe sie lediglich.

Sie begruben sie neben Jennifer. Noch ein Faden gekappt, der John mit seinem früheren Leben verband.

Selbst sein vertrautes Büro gab es nicht mehr, es war im Frühjahr bei der Schlacht mit Fredericks ausgebrannt. Also wurde beschlossen, das, was davon übrig war, ins College-Gelände oben in Montreat zu schaffen und im Untergeschoss von Gaither Hall eine neue Stadtverwaltung einzurichten – eine Entscheidung, die logisch schien, nachdem es bei jener Schlacht bereits als Ausweichhauptquartier gedient hatte. Jemand hatte den Vorschlag gemacht, das mittlerweile leer stehende Büro des College-Präsidenten dafür zu nutzen, doch mit diesem Gedanken konnte John sich nicht anfreunden.

Jene Räumlichkeiten besaßen für ihn eine zutiefst symbolische Bedeutung. Jedes Mal wenn eine Sonder-sitzung mit Vertretern des stetig wachsenden ›Staates Carolina‹ anstand, schloss er sie auf, damit sie dort tagen konnten. An der Wand gegenüber dem Schreibtisch des College-Präsidenten, genau in der Mitte, hing das bekannte Gemälde mit dem knienden George Washington

beim Gebet in Valley Forge. Es erinnerte John an seinen Freund Dan Hunt, der dieses Büro einst genutzt hatte und gleich im ersten Jahr nach Kriegsausbruch gestorben war.

Johns neues Büro unten im Keller von Gaither Hall lag nur einen kurzen Fußmarsch von seinem Zuhause entfernt. Ein Stück den Hügel hinunter fand man die neue ›Fabrik‹, der sie den Namen Dreamworks gegeben hatten. In den Mauern des früheren Anderson Auditoriums lief die Serienfertigung neuer Stromgeneratoren. Ferner gab es eine Drahtfabrik zur Herstellung von Kupferkabeln für die Generatoren und zum Verlegen von Stromleitungen in der Siedlung.

Aufgrund von Spannungsschwankungen flackerte das elektrische Licht in Johns Büro regelmäßig. Immerhin war alles nur notdürftig zusammengeschustert, sie tasteten sich langsam an die ungewohnte Materie heran.

Das Schneetreiben nahm zu, Flocken wirbelten über die kleine Wiese unterhalb von Gaither Hall, starr ragte die reichlich mitgenommene US-Flagge, die sie während der Luftschlacht mit Fredericks' Apache-Hubschraubern gehisst hatten, in den steifen Nordostwind.

Zuzusehen, wie der erste Herbstschnee fiel, hatte früher tatsächlich zu den ›besten aller Zeiten‹ gehört. John gab sich Mühe, nicht in Wehmut zu versinken. Er saß hier, trank richtigen Kaffee, der Raum wurde von einer richtigen Glühbirne erhellt und der Kaminofen, den die Studenten installiert hatten, verströmte eine angenehme Wärme, wie sie nur ein holzbefuerter Ofen lieferte.

»Warum so niedergeschlagen, John?«, wollte Forrest wissen.

John hörte, wie ein Streichholz angerissen wurde, und als er über die Schulter blickte, lehnte Forrest sich auf seinem Stuhl zurück und zündete sich eine Zigarette an. Eine

Zigarette! Grundgütiger, wie gern hätte er jetzt eine geraucht, doch das Versprechen gegenüber seiner sterbenden Tochter hielt ihn davon ab – ebenso wie der zu erwartende Anfall von Makala, sollte sie je in seinem Atem Zigarettenrauch riechen. Allerdings trat er einen Schritt näher und atmete genüsslich den Tabakqualm ein, der in der Luft hing.

»Ach, nichts, der Schnee bringt heute Vormittag nur so viele Erinnerungen zurück«, erwiderte John, während er wieder auf dem Bürosessel Platz nahm. Er hielt den Blick weiterhin auf die im Wind tanzenden Schneeflocken gerichtet. Lachen schallte heran und er erhaschte ein paar seiner Studenten, die mit einem behelfsmäßigen Schlitten den Hang hinunterrutschten. Junge Leute, abgehärtet vom Krieg und schwerer Knochenarbeit, die von den Kämpfen des Frühjahrs bei Gaither Hall angerichtete Schäden beseitigten. Gerade legten sie eine Pause ein und verhielten sich für ein paar Minuten wie Kinder. Bald würde ihr Kommandeur, Kevin Malady, herauskommen und sie auffordern, sich wieder an die Arbeit zu machen. John genoss es, ihnen dabei zuzusehen, wie sie sich amüsierten.

»Ja, geht mir auch so«, erwiderte Forrest. Sein Blick verlor sich in weiter Ferne, während er sich mit der verbliebenen Hand gedankenverloren am Stumpf des fehlenden Arms kratzte.

»Spürst du ihn wieder?«, fragte John.

»Phantomglied sagen die dazu.« Forrest lachte in sich hinein. »Ja, es fühlt sich an, als wäre er immer noch da. Juckt wie der Teufel. Das versaut mir jede Erinnerung an Schnee.« Mit der gesunden Hand deutete er auf den fehlenden Arm, anschließend auf die Augenklappe.

»Als junger Kerl bin ich gern auf die Jagd gegangen. Drüben an der Nordseite des Mount Mitchell haben wir immer viel mehr Schnee abgekriegt als ihr hier. Da ließen

sich Rotwild, Füchse und Bären leicht aufspüren. Meine Freunde und ich, wir haben im Schnee unser Zelt aufgeschlagen, uns einen Hirsch geschossen und sind dann tagelang in den Wäldern geblieben. Dort haben wir uns vom Wildbret und Mais oder ein paar Kartoffeln ernährt, die wir dabei hatten.« Er lächelte wehmütig. »Und natürlich von reichlich Bier und ein bisschen selbst gezogenem Gras. War viel besser, als in der Schule in einem stinklangweiligen Geschichtsunterricht zu sitzen. Wenn man bedenkt, was aus der Welt geworden ist, hat uns das viel besser auf die Zukunft vorbereitet.«

»Für jemanden, der den Geschichtsunterricht so augenscheinlich hasst, kennst du dich aber verdammt gut aus«, verkündete John mit einem Lächeln.

»Stimmt, du warst ja mal Geschichtsprofessor. Was hat es dir denn gebracht, als es drum ging, in diesem Schlammassel zu überleben?«

»Manchmal können Erfahrungen aus der Vergangenheit durchaus hilfreich sein, Forrest.«

»Okay, ich schätze, es half dabei, den Laden zu schmeißen und eure ›Erklärung‹, wie ihr sie nennt, aufzusetzen. Wird nicht viel dabei rauskommen, falls die ganzen BBC-Berichte stimmen.«

»So bin ich immerhin auch auf die Idee gekommen, wie wir mit der Posse fertigwerden.«

»Willst du damit sagen, du hast Hannibals Plan für die Schlacht von Cannae benutzt?«

Das entlockte John ein Grinsen. »Anscheinend kennst du dich doch besser in Geschichte aus, als du vorgibst, Forrest. Daran erkennt man einen guten Anführer. Das warst du 100-prozentig und bist es immer noch.«

»Genau das hätte mich daran hindern sollen, mich freiwillig für diesen Sondereinsatz in Afghanistan zu

melden. So wie die den Krieg führten, als ich dort eintraf, drohte uns ein zweites Vietnam. Errichtet Verteidigungsstellungen, zieht den Kopf ein, bloß nicht schießen, selbst wenn einem die Kugeln um die Ohren fliegen. Den Bösen wurde das restliche Territorium überlassen, während wir herumirrten wie Vollidioten, um ›das Vertrauen der Bevölkerung‹ zu gewinnen.«

Forrests Augen streiften zum Unwetter draußen, während er einen letzten Zug bis zum Filter nahm und die Zigarette verglimmen ließ. Er stand auf, trat ans Fenster, zog den dünnen Vorhang zurück und blickte seufzend hinaus.

»Als ich mir die Scheiße hier in Afghanistan einfing, war es ein Tag wie heute.« Erneut deutete er auf die Augenklappe und den fehlenden Arm. »Es war ein Tag zum Arschabfrieren. Der Gedanke an den rosaroten, gefrorenen Schneematsch verfolgt mich nach wie vor. Mein gesamter Trupp lag dort, in Stücke gerissen. Die Schritte knirschten im Schnee, als die Bastarde, die uns aufgelauert hatten, näher kamen, um sicherzugehen, dass wir auch wirklich alle tot waren. Sie nahmen uns Waffen und Ausrüstung ab. Daran muss ich jetzt immer denken, wenn ich Schnee sehe.«

John schwieg. So detailreich hatte sein Freund – noch vor sechs Monaten ein Feind, der ihn um ein Haar umgebracht hätte – bisher nie von dem Tag gesprochen, an dem es ihn in einem nunmehr fast vergessenen Krieg erwischt hatte.

Mehrere Minuten vergingen, während sie schweigend an ihrem geschmuggelten Kaffee nippten. Hin und wieder kreuzte Forrest mit einem derartigen Geschenk auf, wobei zwischen ihnen eine unmissverständliche Übereinkunft galt: »Keine Fragen stellen, Mund halten!« Forrest

steckte sich eine weitere Dunhill an, rauchte sie halb auf. Er erstickte die Glut und verstaute den Stummel in der Brusttasche.

»Was verschafft mir die Ehre deines heutigen Besuchs?«, fragte John schließlich, denn es war ein verdammt langer Weg über die Berge, bei dem Forrests Polaris-Dreiachser einiges an kostbarem Sprit schluckte.

»Hast du es schon in den BBC-Nachrichten gehört? Roanoke wurde von der Regierung oben in Bluemont eingekassiert.«

»Ja, ich wollte gerade vorschlagen, dass der Staatsrat an diesem Wochenende zusammentritt, um die Folgen zu erörtern. Wir müssen davon ausgehen, dass wir die Nächsten auf ihrer Liste sind.«

»So wie wir im Frühjahr ihre ANR-Einheit auseinandergenommen haben, hatte ich eigentlich mit einem sofortigen Gegenschlag gerechnet. Und dann – nichts! Aber ich glaube, mittlerweile tut sich was.«

»Deshalb sagte ich ja: ›die beste aller Zeiten, die schlimmste aller Zeiten‹«, erinnerte John, während er beobachtete, wie die letzten Rauchfahnen von Forrests Zigarette zur Decke aufstiegen und sich auflösten.

»›Die beste aller Zeiten, die schlimmste aller Zeiten.« Diesmal war Forrest derjenige, der es zitierte. »Nach dem ganzen Mist der letzten Jahre hatte ich auf einen friedlichen Winter gehofft.«

»Meinst du, wir kriegen Ärger?«

»Wenn du damit rechnest, dass die Scheiße eintritt, John, wirst du nie überrascht sein, wenn es so weit ist.«

»Danke für den fundierten Ratschlag.«

»Der Preis für eine gute Tasse Kaffee und dafür, dass ich dir eine Zigarette angeboten habe. Wie auch immer, abgesehen davon, potenziell schlechte Nachrichten zu

überbringen, dachte ich mir, ich bleib ein paar Tage hier. Bei dem Sturm wär es ideal, deinen Kids beizubringen, wie man einen harten Winter überlebt.«

»Gute Idee! Was hat dich auf die Idee gebracht?«

»Nun, bevor das alles hier vorbei ist, werden sie eine Schlacht bei Temperaturen unter null kämpfen müssen, mein Freund. Drüben in den Bergen Afghanistans war es kälter als in Valley Forge, kälter als bei der Ardennenoffensive oder bei der Schlacht um den Changjin-Stausee in Korea. Die Afghanen kannten sich damit aus; die meisten von uns, die mit mir da draußen waren, nicht. So etwas möchte ich nie mehr erleben.«

»Meinst du wirklich, es kommt dazu?«

»Du etwa nicht?«

John antwortete nichts darauf. Im Moment hatte er zu viel anderes um die Ohren. Die Ernte reichte kaum, um die rasch wachsende Gemeinschaft über den Winter zu bringen, schon gar nicht bei diesem frühen Wintereinbruch. Ihnen fehlte die Zeit, weitere Vorräte einzulagern. Vor zwei Jahren hatte er sich lediglich um Montreat, Black Mountain und Swannanoa Sorgen machen müssen, doch im Überschwang, der auf ihren Sieg über die Regierungstruppen folgte, schlossen sich ihnen Dutzende weiterer Siedlungen an – im Süden bis nach Flat Rock und Saluda, im Norden bis hin zur Grenze nach Tennessee, im Osten bis zu den Ausläufern von Hickory, alles in allem fast 60.000 Menschen. Eine tragisch geringe Zahl, wenn man bedachte, dass in der Region früher mehr als eine halbe Million Einwohner gelebt hatten.

Selbstverständlich wurden die Leute, die in den kläglichen Resten von Asheville überlebt hatten, mit Freuden aufgenommen, doch brachten sie keine nennenswerten Ressourcen ein, da sie von der Hand in den Mund gelebt und

alles geplündert hatten, was in jener vormals exklusiven, am New Age orientierten Stadt zu holen war. Von den Hinterwäldlern aus Kaffs wie Marion, selbst Morganton, konnten sie schon mehr erwarten. Dort existierten ähnliche Gruppierungen wie jene, die Forrest anführte. Sie steuerten den Zugang zu Nahrungsmitteln und Fertigkeiten bei, die wirklich zählten in dem Gebilde, das mittlerweile alle als ›Staat Carolina‹ bezeichneten.

Forrest war nicht unbedingt redselig, darum schwieg John. Dieser Mann hatte noch etwas anderes auf dem Herzen und rückte am ehesten damit raus, wenn man ihm etwas Zeit ließ.

»Gestern kam jemand in mein Camp«, meinte der andere schließlich. »Ich schlage vor, du fährst mit mir zurück und siehst ihn dir mal an.«

»Warum? Was ist das für ein Typ?«

»Ein paar von meinen Leuten fanden ihn, als er auf der Interstate 26 rumirrte. Der arme Kerl wirkt ziemlich mitgenommen – mehrere Rippen gebrochen, schlimme Erfrierungen und jetzt kriegt er auch noch eine Lungenentzündung. Unterwegs wurde er von Marodeuren überfallen und übel zusammengeschlagen. Wahrscheinlich macht er es nicht mehr lange, darum hielten wir's für besser, dass er bleibt, wo er ist, und du kommst zu ihm.«

John sagte erst einmal nichts. Forrest neigte keineswegs zu Extremreaktionen. Vor einigen Monaten war er nach Black Mountain gekommen, gut 50 seiner Leute im Schlepptau, nachdem Fredericks' Apaches einen Luftschlag gegen sie geführt hatten. Forrest fing sich damals einen Bauchschuss ein, lehnte aber zunächst jede Behandlung ab und bestand darauf, erst seine Leute versorgen zu lassen. Wenn dieser Mann ihren Flüchtling für nicht transportfähig hielt, stellte John seine Entscheidung nicht infrage.

»Wer ist er?«

»Sagt, er sei Major in der regulären Army. Behauptet, er habe vor Jahren mit dir gedient, heiße Quentin Reynolds und sei Teil der Army-Einheit gewesen, die Roanoke einnahm.«

»Quentin?«, flüsterte John. Der Name sagte ihm etwas, aber wenn sie zusammen gedient hatten, musste es bald 20 Jahre her sein.

»Er sagt, er sei Adjutant von General Bob Scales, der da oben das Sagen hat.«

»Bob Scales?« Als John das hörte, fuhr er kerzengerade hoch. Damals, als der EMP-Schlag sie traf, hatte er gerade mit Bob im Pentagon telefoniert. Johns gesamte Army-Laufbahn hindurch war Bob sein Mentor gewesen. Als John den Militärdienst quittierte, um Mary während ihrer letzten Monate in der Stadt zu pflegen, in der sie aufgewachsen war, hatte Bob ihm über seine Beziehungen die Stelle in Montreal besorgt. »Bob lebt?«

»Das hat er nicht gesagt. Bloß dass er unter ihm gedient hat.«

»Trotzdem muss ich mit ihm reden.« John reagierte ganz aufgeregt. Er schielte durchs Fenster. Der Sturm wurde stärker. »Meinst du, wir kommen durch, wenn wir heute noch aufbrechen?«

»Wenn es hier unten schon so aussieht, möchte ich es nicht riskieren, den Craggy und die Mount-Mitchell-Kette zu überqueren. Schon gar nicht, wenn die Nacht vor der Tür steht. Es war ziemlich stürmisch, als ich heute Morgen rüberkam. Besser, wir warten, bis der Wind sich legt.«

»Verdammt!« John seufzte. »Dieser Quentin ... meinst du, er kommt durch?«

»Kann ich nicht sagen, um ehrlich zu sein. Hatte nur so ein Bauchgefühl, dass ich besser direkt rüberkomme, um

dir Bescheid zu geben. Wie auch immer, wer ist dieser Bob Scales überhaupt?«

»Ich habe vor Jahren mit ihm gedient und dachte, er sei umgekommen, als alles zusammenbrach. Falls er oben in Roanoke das Sagen hat, mein Gott, dann will ich alles darüber wissen.«

Der Anblick von Paul Hawkins riss John aus seinen besorgten Gedanken. Paul kam, den Kopf tief gegen den Sturm gebeugt, über die Wiese gerannt und platzte samt einem kalten Windstoß ins Büro. Forrest raunzte ihn an, er solle die verfluchte Tür zumachen.

»John, du musst mitkommen und dir das ansehen!«, rief Paul, ein breites Grinsen im Gesicht. Der ganze Schnee, der ihm von der breiten Hutkrempe tropfte, ließ ihn ziemlich grotesk wirken.

Paul und seine Frau Becka waren diejenigen gewesen, die im Keller der College-Bibliothek die gesammelten Jahrgänge des *Journal of the AIEE* aufgetrieben hatten, des American Institute of Electrical Engineers. Das offizielle Mitgliederorgan des amerikanischen Berufsverbands der Elektrotechniker. Angefüllt mit Diskussionen und Debatten über die neue Wissenschaft der Elektrotechnik, dazu detaillierten Patentanmeldungen von Leuten wie Edison, Tesla und Westinghouse, entfachte diese Entdeckung den Plan, die Stromversorgung wieder zum Laufen zu bringen. Sie lieferte quasi eine ›Anleitung‹, wie sich ihre Gemeinschaft wieder ans Netz bringen ließ.

»Was gibt's denn, Paul? Im Moment bin ich ziemlich beschäftigt mit einer Nachricht, die Forrest mir mitgebracht hat.« Mit einer Kopfbewegung deutete er auf seinen in der Ecke sitzenden Freund.

»Kann ich nicht erklären, das musst du dir selber ansehen. Du auch, Forrest.«

John wandte sich an seinen Besucher von der anderen Seite des Passes.

»Bist du sicher, dass wir heute nicht mehr zurück über den Berg können?«, fragte er ungeduldig.

Forrest schüttelte den Kopf. »Vielleicht morgen früh bei Tagesanbruch.«

John war nicht so dumm, das Urteil anzuzweifeln. Er seufzte. Also musste er warten. Er drehte sich zu Paul um und nickte lächelnd.

»Na gut, dann wollen wir mal sehen, warum du so darauf brennst.«

Wenn Paul der Meinung war, eine Sache wäre es wert, dafür raus in einen Blizzard zu gehen, versprach es zumindest interessant zu sein.

Sie zogen ihre Jacken über und folgten Paul mit eingezogenen Köpfen in den Sturm. Forrest fluchte in einer Tour, während sie den Fußweg zur alten Bibliothek hinaufstiegen. Der Wind blies so heftig, dass John einsah, dass Forrest recht hatte. Es wäre glatter Selbstmord gewesen, bei diesen Witterungsverhältnissen die über 1800 Meter hohe Bergkette zu überqueren.

Die Bibliothek, ein Gebäude, das architektonisch noch nie so recht zu den übrigen auf dem Gelände passen wollte, meist klassisch aus hiesigem Gestein errichtet, hatte ihnen schon länger Sorgen bereitet. Die Decken waren undicht und schon vor Tag eins waren die Sammlungen wegen Feuchtigkeit und Schimmel ein ganzes Semester lang nicht zugänglich gewesen.

Sobald John drinnen war und Hut und Schal abgelegt hatte, holte er tief Luft und wusste, dass seine Allergien ihn bald im Griff haben würden. Der überwiegende Teil des Gebäudes lag im Dunkeln, in der Ferne hallte das Geräusch tropfenden Wassers. Der Schein einer

einsamen Lampe fiel durch die Schwingtür, die in den hinteren Bereich führte, in dem Paul mit seiner jungen Frau eingezogen war. Sie wohnten lieber dort als in einem der stattlichen, nun leer stehenden Häuser oder in einer der Blockhütten, von denen es rings um den Campus unzählige gab. Wenigstens herrschte in ihrem Abschnitt des riesigen Gebäudes angenehme Wärme, da ein großer Holzofen brannte. Becka war da, auf jedem Arm einen neugeborenen Zwilling balancierend – ein Anblick, bei dem John lächeln musste. Er hauchte ihr einen Kuss auf die Stirn.

»Wie geht's, junge Lady?«

»Dank Makalas Hilfe und Fürsorge deutlich besser.« Während sie das sagte, regte sich eines der Neugeborenen und quengelte leise, um sich sofort wieder an seine Mutter zu schmiegen.

Wie so oft bei Zwillingen waren sie einen Monat zu früh gekommen. Unter anderen Umständen wäre das kein großes Problem gewesen, weil fast jede Klinik über eine Intensivstation für Frühchen verfügte. Doch jetzt? Die Babys waren im alten Hotel, dem Assembly Inn auf der anderen Seite des Campus, zur Welt gebracht worden, umfunktioniert zum örtlichen Krankenhaus. Johns Frau, bei der es in zwei Monaten so weit war, hatte alles in die Hand genommen und die drei gar nicht erst in ihre behelfsmäßige Wohnung zurückkehren lassen, sondern gleich bei sich zu Hause behalten und im Wintergarten eine Säuglingsstation eingerichtet, um ihnen in den ersten entscheidenden Wochen nicht von der Seite zu weichen.

Für John war es eine äußerst emotionale Erfahrung, als er spätnachts die Schreie von Neugeborenen durchs Haus schallen hörte und mitbekam, wie Makala, selbst hochschwanger, jede Nacht für sie aufblieb und am

Morgen eines der Mädchen im Arm wiegte, während eine erschöpfte Becka das andere stillte.

Als es mit Johns Tochter, Jennifer, zu Ende ging, war der Wintergarten ihr Krankenzimmer gewesen, dort starb sie schließlich. Auch seine Schwiegermutter, Jen, war unweit dieser verglasten Veranda entschlafen. John bemühte sich, in dieser Umgebung einen Ausgleich zwischen Tod und neuem Leben zu finden. Ein klein wenig linderte es seine Trauer und milderte die Erinnerungen ab, die ihm förmlich das Herz zerrissen.

John widerstand der Versuchung zu fragen, ob er eines der Zwillingmädchen für einen Augenblick halten dürfe. Makala hatte ihm mehrfach verdeutlicht, dass es in dieser stark keimbelasteten Welt am besten war, wenn man Neugeborene in den ersten paar Monaten möglichst wenig Kontakten aussetzte. Paul drückte Becka einen flüchtigen Kuss auf die Stirn und deutete nach einem zärtlichen Blick auf die Mädchen auf die Tür zum Untergeschoss.

John und Forrest folgten ihm in die Düsternis. Am Fuß der Treppe betätigte Paul einen Schalter, und eine einsame Leuchtstoffröhre erwachte flackernd zum Leben. Daran hatten John und Forrest sich immer noch nicht richtig gewöhnt – ein Druck auf den Schalter, und das Licht ging an. Das Stromnetz der Stadt breitete sich erst langsam vom Lake Susan her aus. Quer durch den Staat North Carolina liefen bereits ein halbes Dutzend weiterer Projekte zur Nutzung von Wasserkraft, dennoch beschränkte sich die Stromversorgung strikt auf öffentliche Einrichtungen und auch für sie auf sechs Stunden am Tag. Für das riesige Untergeschoss der Bibliothek hatten Paul und Becka eine Ausnahmeregelung erwirkt. Diese versetzte sie in die Lage, ihren Arbeitsbereich

zu beleuchten, indem sie, solange der Strom floss, alte Taschenlampen aufluden und an die Decke hängten, um weiter ›in der Vergangenheit zu wühlen‹, wie sie es nannten. So wie Paul sich aufführte, schien er wieder auf etwas Wichtiges gestoßen zu sein.

Stauend ließ John den Blick durch das Bibliotheksmagazin schweifen. In der Luft lag der strenge, beunruhigende Geruch nach Moder, Schimmel, Mäusedreck und Zigtausenden langsam vor sich hin gammelter Bücher und Zeitschriften. Er blieb stehen, um sich einen Stapel anzusehen, den Becka, wie sie sagte, ›sichtete‹, einen riesigen Stoß *Life*-Magazine, die bis in die 1930er zurückreichten. Bei dem Anblick musste er unweigerlich an früher denken – wie er als kleiner Junge mit einer schweren Grippe im Bett gelegen hatte. Alle paar Tage hatte seine Mutter ihm Zeitschriften aus der Bibliothek mitgebracht, über die Ära des Zweiten Weltkrieges und über die Hundertjahr-Feierlichkeiten der frühen 1960er zum Gedenken an den Bürgerkrieg. Damit legte sie die Grundlagen seiner Begeisterung für geschichtliche Ereignisse, die ihn ein Leben lang begleiten sollte.

Life, *Look*, *Saturday Evening Post*, *Newsweek*, *Time Magazine*, sogar ein Stapel *Mad*-Hefte. Sie riefen ein wehmütiges Lächeln hervor und ließen ihn voller Schwermut an die verlorene Welt denken – nicht nur an die seiner Kindheit, sondern an die Welt, die sie alle verloren hatten.

»Hier hinten, Leute!«, rief Paul und winkte sie zu sich. John beschloss, irgendwann herzukommen, sollte er bei all seinen Sorgen und Projekten je die Zeit dazu finden, um vielleicht einen ganzen Tag mit den *Mad*-Comics und den verrückten Illustrationen von Don Martin zu verbringen, den Stapel des *Boys' Life Magazine* nach Kurzgeschichten von Ray Bradbury zu durchforsten oder sich anhand der

Titelbilder der *Saturday Evening Post* die verschwundene Welt eines Norman Rockwell in Erinnerung zu rufen. Forrest blätterte gierig durch einen abgegriffenen *Playboy*. John fragte sich, wie jemand auf die Idee kam, so etwas für den College-Buchbasar zu spenden.

Forrest zuckte mit den Schultern. »Früher habe ich mir den immer gekauft, die Artikel waren gar nicht so schlecht«, lieferte er die altbekannte Rechtfertigung. John musste lachen, die reinste Freude, denn mittlerweile hatte er nicht mehr allzu viel zu lachen. »Wirklich, ich steh auf Jean Shepherd – du weißt schon, der Typ, der diesen Weihnachtsfilm über den Jungen mit der Luftpistole geschrieben hat. In dieser Ausgabe ist 'ne Geschichte von ihm.«

Ungläubig schielte er ihm über die Schulter, um festzustellen, dass er tatsächlich eine Geschichte von ›Shep‹ aufgeschlagen hatte. Als Kind hatte John Shep immer im Radio gehört, einmal hatte er sogar genau die gleiche Ausrede gebraucht, als seine Mutter hinter seinem Schreibtisch einen Stapel des anrühigen Magazins entdeckte.

»Kommt schon, ihr beiden, legt die Zeitschrift weg.« Paul winkte ungeduldig nach hinten ins Kellerlabyrinth.

John folgte ihm, vorbei an einem Tisch, auf dem sich Hilfsmittel für den Unterricht stapelten, die man schon vor Jahrzehnten ausgemustert hatte: alte Dukane-Geräte. Dabei handelte es sich um an einen Plattenspieler angeschlossene 35-Millimeter-Projektoren. Sobald die Schallplatte ein hohes Piepen von sich gab, wechselte das Dia – aus lauter Übermut versuchten die Studenten im Sozialkundeunterricht dauernd, das Geräusch nachzuahmen, um die Tonsteuerung aus dem Konzept zu bringen. Daneben standen Overheadprojektoren, die man mit der Einführung von PowerPoint aufgegeben

hatte, ganze Stapel alter Acht-Spur-Kassetten, klassische Langspielplatten, mit denen man nichts mehr anfangen konnte. Gesucht waren hingegen Schellackscheiben mit 78 Umdrehungen pro Minute, weil manche auf dem Dachboden oder im Keller noch aufziehbare Plattenspieler aufgetrieben hatten. Außerdem gab es Mimeografen, alte Vervielfältigungsapparate, mit denen nach Tag eins auch John herumexperimentiert hatte, aber die benötigte Kopierlösung mit ihrem charakteristischen Alkoholgeruch war nirgends aufzutreiben und es sah sich auch niemand imstande, sie herzustellen. Allein der Anblick dieser alten Apparate rief in John Erinnerungen daran wach, wie es früher gerochen hatte, wenn der Lehrer eine Aufgabe oder ein Arbeitsblatt austeilte, bei dem die blaue Tinte verschmierte, weil sie noch nicht ganz trocken war.

IBM Selectrics standen da, ein gutes Dutzend, wenn nicht mehr, elektrische Kugelpopfschreibmaschinen; auch die hatte John nach Tag eins inspiziert in der Hoffnung, dass er die Farbbänder vielleicht für seine seit Langem verschlissene manuelle Underwood-Schreibmaschine verwenden konnte. Ein paar Singer-Nähmaschinen aus den Tagen, als das College noch eine Bildungseinrichtung ausschließlich für Frauen gewesen war, wahrscheinlich brachten sie den Studentinnen damals vorwiegend Hauswirtschaft bei. Johns Blick fiel auf eine Standuhr, eine richtige Standuhr, aus der ließe sich unter Umständen etwas machen, doch dann stellte er fest, dass Gewichte und Pendel lediglich Attrappen waren und obenauf ein zusammengerolltes Stromkabel lag. Ganz hinten in einer Ecke stand – nicht zu fassen! – ein Flipperautomat, ein klassischer Black Knight. John erinnerte sich, dass er im Aufenthaltsraum gestanden hatte, als er als Lehrkraft ans College kam.



WILLIAM R. FORSTCHEN (1950 in New Jersey geboren) ist ein US-amerikanischer Historiker und Autor von mehr als 40 Büchern. Er ist Experte für Militär- und Wissenschaftsgeschichte und den Amerikanischen Bürgerkrieg. Weitere Interessen sind Luftfahrt und Archäologie (er nahm an mehreren Expeditionen in die Mongolei, nach Rumänien und Russland teil).

2009 erschien der Roman *One Second After*, der für zwölf Wochen die *New York Times*-Bestsellerliste anführte. Forstchen hatte dafür jahrelang analysiert, was in einer kleinen Stadt im Zuge eines EMP-Angriffs (Elektromagnetischer Impuls) tatsächlich passieren könnte.

William R. Forstchen bei FESTA:

Der Sternenturm

Tage des Zorns

One Second After / One Year After / The Final Day